

Ein öffentlicher Bus in der Region Martakert, einer ländlichen Provinz von Bergkarabach



Krieg und Kirche: Plakate in Stepanakert, der Hauptstadt von Bergkarabach



Wie unterrichtet man Kinder, die im Krieg leben? Artur Andonnyan, Rektor der Schule Nummer 9 in Stepanakert, reibt sich mit der Hand über das faltige Gesicht. „Es macht keinen Unterschied. Der Krieg hat keinen Einfluss auf den Lernprozess“, sagt der 59-Jährige. Stolz berichtet er von den Erfolgen bei den Schachmeisterschaften. Er zählt die Fremdsprachen auf, die die 400 Mädchen und Jungen während der neunjährigen Schulzeit lernen – Russisch, Englisch, Französisch. Dann führt er uns in einen Raum im ersten Stock. An den Wänden hängen Bilder von Waffen, eine Schautafel erklärt den Zündmechanismus einer Handgranate. Einmal in der Woche erhalten die Jugendlichen hier Militärunterricht. In der Ecke steht eine Wickelkommode mit gepolsterter Auflage. Lernen die Schüler hier den Umgang mit Babys? Der Rektor verzieht das Gesicht, als ob er einen schlechten Witz gehört hat. Auf der Kommode üben die Schüler, „wie man eine Kalaschnikow zerlegt und ölt“, erklärt er nüchtern. „Wir bilden die nächste Generation der Soldaten aus.“

Wir sind in der Republik Arzach, besser bekannt als Bergkarabach. 150 000 Einwohner, acht Provinzen, 17 aktive Kirchen. Einem Land, das es eigentlich nicht gibt. Bergkarabach hat keine offiziellen Postverbindungen, keine internationale Telefonvorwahl, keinen Sitz bei der Weltgesundheitsorganisation oder irgendeiner anderen internationalen Institution. Der Kleinstaat im Kaukasus, halb so groß wie Hessen, wird von keinem Land der Erde anerkannt – nicht einmal von der Schutzmacht Armenien. Ein vergessenes Land, ein Land im Krieg.

Seit drei Jahrzehnten kämpfen Armenien und Aserbaidschan verbissen um die Enklave, ein schwelender Konflikt vor der Haustür Europas. Die Einreise ist nur über einen schmalen Landkorridor von Armenien aus möglich. Vor dem niedrigen Grenzhaus ist es so ruhig, dass zwei Hunde auf dem warmen Asphalt schlafen. Von Reisen in die Region „wird dringend abgeraten“, warnt die Webseite des Auswärtigen Amtes. Es könne keine „konsularische Hilfe oder Beistand gewährt werden“. Ein weißer

Fleck auf den Landkarten der Diplomatie. Eigentlich gibt es keinen Grund, nach Bergkarabach zu reisen. Außer vielleicht, wenn man etwas über Krieg und Frieden lernen möchte.

Auf der Terrasse des Hotels Armenia sitzen Geschäftsleute bei Kaffee und Cognac, die weiß gestärkten Tischdecken leuchten in der Nachmittagssonne. Junge Pärchen schlendern an Geschäften vorbei, die chinesische Handys und russische Mode anbieten. Gemessen an den Warnungen wirkt die Hauptstadt Stepanakert überraschend einladend. 50 000 Einwohner leben in der Kleinstadt aus breiten Alleeen und sowjetischen Plattenbauten. Schräg gegenüber dem Hotel am Platz der Renaissance, der früher Leninplatz hieß, sind das Parlament, das Regierungsgebäude und der Präsidentenpalast. Die riesigen Prachtbauten wirken überdimensioniert.

ZWEI TAGE SPÄTER, am Wochenende, zeigt sich, dass der Anschein von Normalität in Stepanakert trügt. Plötzlich sind die Straßen voll mit Soldaten, die ihren freien Tag hier verbringen. Stepanakert ist in Wirklichkeit ein Erholungsort für die Tausenden Kämpfer, die entlang der Grenze zu Aserbaidschan stationiert sind. In der Pizzeria Tashir drängen sich die jungen Männer in Uniform. Es gibt Hamburger und russischen Salat mit Mayonnaise. Auf einem Fernseher laufen Musikvideos. Für ein paar Stunden entfliehen die Soldaten der Eintönigkeit der Kasernen.

Bergkarabach, am geografischen Übergang von Europa zu Asien gelegen, ist Schauplatz eines der längsten militärischen Konflikte der Gegenwart. Seit einem Waffenstillstand von 1994 herrscht in dem Gebiet formal Kriegszustand. Experten sprechen von einem „eingefrorenen Konflikt“, weil es kaum noch Verschiebungen an der Frontlinie gibt. Zwei hochgerüstete Armeen stehen sich seit über einem Vierteljahrhundert gegenüber, eingegraben in Schützengräben, die einst die Väter und Großväter aushoben. Und doch ist der Konflikt tödlich. Fast jede Woche kommt es zu Scharmützeln und Schusswechsell.



In den vergangenen fünf Jahren wurde 169 Mal schweres militärisches Gerät wie Kampfflugzeuge und -hubschrauber, Boden-Luft-Raketen, Panzerabwehr-Artilleriesysteme und Langstrecken-Granatwerfer eingesetzt, berichtet die International Crisis Group. Mindestens 342 Soldaten und 24 Zivilisten starben. Eigentlich herrsche in Bergkarabach ein „negativer Frieden“, beschreibt das Center for Security Studies die immer wieder aufbrechenden Kampfhandlungen. Ein Krieg, den die Welt vergessen hat.

Autofahrt in den Norden. Hinter der Stadtgrenze von Stepanakert sieht die Landschaft wie ein riesiger Truppenübungsplatz aus. Links und rechts entlang der schmalen Asphaltpiste stehen Mauerreste, Schützengräben durchziehen das Land. Wir kommen durch Agdam, die einst mit 37 000 Einwohnern zweitgrößte Stadt Bergkarabachs. Heute stehen dort nur noch Ruinen, eine Geisterstadt. Am Eingang eines Dorfes ragt ein verrostetes Riesenrad in den Himmel – Erinnerung an eine Zeit, als hier noch Kinder spielten. In die braune Erde sind große Löcher gegraben, mehrere Meter groß. „Im Ernstfall verschanzt sich hier die Artillerie“, sagt unser Fahrer Vahram. Er ist Ende 50, kommt aus

Wirtschaftsstudentin Naira. Fragen zu einem möglichen Frieden in Bergkarabach weicht sie aus. Wer in Bergkarabach oder Armenien den jahrzehntelangen Krieg gegen Aserbaidschan hinterfrage, werde gesellschaftlich geächtet, sagt Anna Kamay. Eine öffentliche Diskussion gibt es nicht. „Sie nennen uns Verräter.“

Spät in der Nacht treffen wir einen Soldaten bei dem Kunstfest. Er heißt Ashot, ist 19 Jahre alt und trägt eine schwarze Jacke, eine schwarze Wollmütze – und ein Lächeln im Gesicht. „Alle sagen, wir müssen die Türken bekämpfen“, sagt Ashot – gemeint sind damit die Aserbaidschaner. Er habe jedoch andere Ansichten. „Wir müssen die Ideen bekämpfen, die den Krieg verursachen.“ Ein paar Minuten reden wir über den

festgefahrenen Konflikt. Ashot schwärmt von der „Utopie Frieden“. Dann zupft uns jemand am Ärmel und flüstert: Ob wir denn wüssten, wer unser Interviewpartner sei? Ashot ist der Sohn des armenischen Premiers und Hoffnungsträgers Nikol Paschinyan.

Vor zwei Jahren hatte Paschinyan Hunderttausende Armenier auf die Straßen geführt, um gegen die Korruption im Land und für mehr Demokratie zu demonstrieren. Armenien erlebte die Samtene Revolution. Seitdem führt der ehemalige Journalist, der Mandela und Gandhi zu seinen Vorbildern zählt, Armenien als Regierungschef. Das Land erlebt eine Demokratisierung. Die Menschenrechtslage habe sich deutlich verbessert, berichten Beobachter. Auch der Wirtschaft geht es besser. Doch wer gehofft hatte, dass mit Paschinyan auch Entspannung in den Konflikt mit Aserbaidschan kommen würde, wurde enttäuscht. Der neue Premier entpuppte sich als militärischer Hardliner. Während frühere armenische Führer formal nur für eine Unabhängigkeit Bergkarabachs eintraten, erklärt Paschinyan das Land nun offiziell zu einem Teil Armeniens. Auf einer Kundgebung im vergangenen August in Stepanakert erklärte er: „Karabach ist Armenien! Punkt!“

Ein demokratischer Premier und Hoffnungsträger, der auf die nationalistische Karte setzt? Ein Politikerson, der vom Frieden träumt? Eine Kasernenstadt, in der die Künstler tanzen? Spätestens in dieser Nacht wird klar, dass es in diesem Konflikt keine einfachen Antworten gibt.

„In Bergkarabach geht es um viel mehr als um Territorium. Es geht um Identität“, sagt Nona Shahnazarian. Die Sozialanthropologin von der Eriwan-Universität, der ältesten Hochschule Armeniens, forscht seit Jahren über den Konflikt und die Folgen für die Menschen in der Enklave. „Auch wenn es nie offen gesagt wurde, war der Krieg in gewisser Weise auch eine Rache.“ Hinter Bergkarabach stehe das Trauma aller Armenier: der Genozid im Osmanischen Reich. 1915 und 1916 hatten die Türken – das Brudervolk der turkstämmigen Aserbaidschaner – bis zu eineinhalb

Millionen Armenier ermordet. Ein Verbrechen, das die Türkei bis heute abstreitet und das sich in die Seele Armeniens eingebrannt hat. „Fast jede Familie hat Angehörige beim Genozid verloren“, erklärt Shahnazarian. Als in Bergkarabach die ersten Kämpfe ausbrachen, sei für viele Armenier nur eines wichtig gewesen: „Wir wollten auf keinen Fall wieder das Opfer sein.“

UM DIE HARTNÄCKIGKEIT der Armenier in diesem Konflikt zu verstehen, muss man einen Blick auf die Karte werfen. Einst waren große Gebiete im Kaukasus und selbst weit entfernte Regionen etwa am Mittelmeer oder im heutigen Iran armenisches Siedlungsgebiet. Verglichen dazu ist das heutige Staatsgebiet Armeniens nur ein winziger Landzipfel. In Eriwan blicken die Menschen jeden Tag auf den schneebedeckten Gipfel des heiligen Ararat, dem Nationalsymbol der Armenier. Doch der 5137 Meter hohe Berg liegt heute auf türkischem Boden. Bergkarabach war in gewisser Weise auch ein Signal an die Nachbarländer, dass Armenien keinen weiteren Boden abgeben wird.

Wer ist Täter, wer ist Opfer? Wer hat welches Land zuerst besiedelt? Können solche Fragen nach Jahrhunderten gemeinsamer Geschichte überhaupt beantwortet werden? Geht es in Bergkarabach um die Selbstbestimmung eines Volkes, wie die Armenier argumentieren? Oder war der Krieg ein Völkerrechtsbruch – immerhin war die Region jahrzehntelang anerkannter Teil Aserbaidschans. Gerne hätte man sich mit den Menschen in Aserbaidschan über den Krieg und einen möglichen Frieden unterhalten. Doch das ist verboten. Wer nach Bergkarabach reist, erhält von dem Regime in Baku striktes Einreiseverbot. „Sie haben gegen unsere Gesetze verstoßen“, erklärt der Diplomat Nurchin Aliyev von der aserbaidschani-schen Botschaft in Berlin am Telefon. Mein Name sei nun auf einer schwarzen Liste. Er schickt uns eine Erklärung, die wir unterschreiben und mit der wir uns „bei der Regierung und dem Volk von Aserbaidschan entschuldigen“ sollen. Erst dann könne man mit uns reden.



Frauenchor beim Gottesdienst in der armenisch-apostolischen Kirche von Stepanakert

Die Armenierin Anna Kamay organisiert das Kunstfestival in einer Theaterruine



Weltkriegsdenkmal aus der Sowjetzeit in der einst von Armeniern dominierten Stadt Shushi

Fotos: Didier Ruef (3)

Militärposten vor einem
Bunker in Bergkarabach
nahe der Grenze zu
Aserbaidschan



„Der Konflikt ist auch ein Trauma für die Menschen in Aserbaidschan“, sagt der aserbaidische Politologe und Historiker Asif Masimov. Der 32-Jährige lebt seit acht Jahren in Deutschland, promoviert an der Berliner Humboldt-Universität. Bis zu einer Million Aserbaidschaner hätten durch den Konflikt ihre Heimat verloren, weil sie aus Bergkarabach oder Armenien vertrieben worden seien, erklärt Masimov. „Das ist eine humanitäre Katastrophe“, unter der das Land bis heute leide. „Diese Menschen dürfen bis heute nicht die Gräber ihrer Familien und Vorfahren besuchen.“

Den Anspruch der armenischen Bevölkerung auf Bergkarabach hält er für historisch falsch: „Bergkarabach war keineswegs nur von Armeniern bewohnt. Hier lebten viele Kulturen, Religionen und Ethnien zusammen.“ Sieht er eine Chance für Frieden? „Einen territorialen Kompromiss wird es in dieser Frage nicht geben“, sagt der Politologe. Für ihn ist Bergkarabach ein Pulverfass, auch weil die internationale Gemeinschaft desinteressiert sei. Aserbaidschan habe deshalb das gute Recht, seine Interessen notfalls auch mit Gewalt durchzusetzen, sagt Masimov: „Die Kämpfe von 2016 haben uns gezeigt, dass eine militärische Lösung durchaus noch mal eine Rolle spielen kann.“

Auch wenn Armenien scheinbar den Krieg um Bergkarabach gewonnen hat und das Gebiet bis heute de facto kontrolliert, zahlt das Land in diesem Konflikt den höheren Preis. Seit drei Jahrzehnten ist mit den Grenzen zu Aserbaidschan und der Türkei ein Großteil der Landverbindungen geschlossen. Nur zum Iran und zu Georgien gibt es Personen- und Handelsverkehr. Armenien, das zu Sowjetzeiten vergleichsweise gut entwickelt war, ist heute das Armenien des Kaukasus. Die Pro-Kopf-Wirtschaftsleistung liegt hinter Ländern wie Namibia, Tunesien und Albanien. Ein Sechstel der Bevölkerung ist arbeitslos. Das ölreiche und drei Mal so große Aserbaidschan hat den Kriegsgegner wirtschaftlich längst überholt, die Bevölkerung ist deutlich wohlhabender. Bakus Militärausgaben sind vier Mal so hoch wie die Armeniens. Für

Fotos: Didier Ruef (2), Dominika Zarzycka/NurPhoto/Getty Images, Privat (Autor)

Deutschland ist Aserbaidschan mit dem umstrittenen Autokraten Ilham Aliyev an der Spitze der wichtigste Handelspartner im Kaukasus. Um die wichtigen Öllieferungen zu sichern, besuchte Angela Merkel vor zwei Jahren Aliyev in dessen pompösen Präsidentenpalast.

Wie lange kann Armenien den ungleichen Rüstungswettlauf mit Aserbaidschan noch durchhalten? „Die Menschen sind müde“, sagt die Anthropologin Shahnazarian über ihre Landsleute. „Sie wollen diesen Krieg nicht mehr. Sie wollen lieber produktiv sein und dass das Land wirtschaftlich vorankommt.“ Offen über die Kriegsmüdigkeit zu sprechen, trauen sich nur wenige. Wer in Eriwan jedoch durch die Straßen mit den abgewohnten Wohnsilos geht, sieht an vielen Wänden Graffiti wie diese: ein grauer Soldat mit Helm, darüber der Spruch: „Teach me peace, not rest in peace“.

Soldaten legen Blumen
am Grab des armenischen
Militärführers Ashot
Ghulyan nieder



Vielleicht sind es Leute wie Anush Petrosyan, die den ewigen Kreislauf aus Soldaten, Waffen und militärischer Bedrohung durchbrechen können. Wir treffen die 22-Jährige in einem Café in Eriwan. „Das Problem ist, dass beide Gesellschaften überhaupt nicht auf einen Frieden vorbereitet sind“, sagt die Politikwissenschaftlerin. Petrosyan gehört zu einer kleinen Gruppe junger Armenier, die sich für eine friedliche Lösung des Konflikts engagieren. „Was wir brauchen, sind erst einmal zwischenstaatliche Kontakte und NGOs, die zusammenarbeiten“, fordert sie. Bislang gebe es nur Propaganda und eine Dämonisierung auf beiden Seiten.

Vor drei Jahren nahm Petrosyan an einem vom Europarat organisierten Friedenscamp teil. Damals hatte sie zum ersten Mal in ihrem Leben Kontakt zu Aserbaidschanern, junge Aktivisten wie sie selbst. „Mir wurde klar, dass die Leute dort genauso unter dem Krieg leiden wie wir“, sagt sie. Seitdem engagiert sie sich für eine Annäherung der beiden Kriegsparteien. „Wir brauchen weniger Hass auf beiden Seiten, auch von den Führern“, fordert sie. „Weniger Propaganda an den Schulen und im Fernsehen.“

Hat sie Hoffnung, dass der Konflikt eines Tages gelöst werden könnte? Petrosyan überlegt einen Moment, ehe sie antwortet. Obwohl ihre Familie sehr offen und politisch interessiert sei, habe man zu Hause kaum über den Krieg mit Aserbaidschan geredet. Als sie von einem internationalen Treffen Tee mitbrachte, den ihr ein Aserbaidschaner geschenkt hatte, sagte die Mutter: „Trink das nicht, es könnte vergiftet sein.“ Sie habe sich dann mit ihrem Großvater unterhalten, der vor dem Krieg Sänger gewesen war und damals oft auch bei den Hochzeiten der aserbaidischen Nachbarn auftrat. Damals war etwas normal, was heute unvorstellbar ist, sagt Petrosyan: „Armenier und Aserbaidschaner waren befreundet.“



HARALD MAASS ist Journalist und wurde für seine Arbeit im Jahr 2019 mit dem Deutschen Reporterpreis ausgezeichnet